

*Wir wollen sichtbar machen, damit der Mensch wirklich lebe.*  
(Victor Vasarely)

## **Das philosophische Licht um mein Fenster (Fazit oder so) : Ein Geist, der wächst oder Das Licht der Perspicuitas**

*Ich erinnere mich noch genau an den Morgen, an dem mich mein Vater zum ersten Mal zum Friedhof der vergessenen Bücher mitnahm. (...) Was du hier siehst, ist ein geheimer Ort, ein Mysterium. Jedes einzelne Buch hat eine Seele. Die Seele dessen, der es geschrieben hat, und die Seele derer, die es gelesen und erlebt und von ihm geträumt haben. Jedes Mal, wenn ein Buch in andere Hände gelangt, jedes Mal, wenn jemand den Blick über die Seiten gleiten lässt, wächst sein Geist und wird stark. (...) Bald befahl mich der Gedanke, hinter jedem Einband jedes einzelnen dieser Bücher tue sich ein unendliches, noch zu erforschendes Universum auf.<sup>1</sup>*

Diese Sätze aus den ersten Seiten des Buches *Schatten des Windes* hast du mir noch einmal in Erinnerung gerufen. Ich nehme sie erfreut an, korrespondieren sie doch in vielfacher Hinsicht meinen eigenen Überlegungen. Diese wiederum resultieren aus den Begegnungen meines Lebens mit Gedanken, Bildern und Musik (und damit mit den Menschen, die diese an mich weitergegeben haben) und deren Spiegelung in meinem Bewusstsein. Es gilt, was Martin Walser über den Leser gesagt hat : *Man muß es hundertmal sagen, daß das Schreiben nicht Darstellen ist, nicht Wiedergeben, sondern Fiktion, also eo ipso Antwort auf Vorhandenes, Passiertes, Wirkliches, aber nicht Wiedergabe von etwas Passiertem. Fiktion ist also das Produkt der Verhältnisse, nicht ihr Spiegel. (...) Deshalb ist Lesen auch nicht Zurkenntnisnehmen, sondern Entgegnung. Der Leser antwortet. Er antwortet mit seinem eigenen Wünschen und Fürchten. Er antwortet auf die Fiktion des Schreibers mit seiner Fiktion. Der Leser potenziert also die Fiktion.<sup>2</sup>* So wird verständlich, was Carlos Ruiz Zafón oben gemeint hat, wenn er behauptet, dass durch den Leser der Geist des Buches wachse und stark werde. Wir brauchen also die Arbeit des Künstlers und die des Rezipienten. In diesem Sinne verstehe ich das Beuys-Zitat, nach dem jeder Mensch ein Künstler sei, auf dass der soziale Organismus zu einem Kunstwerk werde.

Wozu brauchen wir diese Arbeit ? Wir brauchen sie, um Wege zu finden (und seien es nur Pfade) in der letztlich unergründlichen Unendlichkeit des Universums, das uns und unserem endlichen Vorstellungsvermögen zur Erforschung (besser : Ertastung) aufgegeben ist (schließlich tragen wir mit der Würde des Bewusstseins auch die Verpflichtung, ihm und seiner Potentialität gerecht zu werden). Es sind Wege durch ein Labyrinth mit vielfältig verschlungenen Pfaden, die uns zuweilen als Irr- oder Umwege erscheinen, um schließlich doch - wenigstens partiell - in ihrer Sinnhaftigkeit erahnt zu werden. Nennen wir dieses Labyrinth "Welt", so ist es offensichtlich unsere Aufgabe, "den Text der Welt zu lesen". Dem entspricht die Herkunft des Wortes "Text" von lat. textum = Gewebe.

Es gibt textile Gewebe, die haben zwei Gesichter : eine vorder-gründige Seite der Oberfläche und eine Rückseite, die verdeutlicht, wie die einzelnen Fäden miteinander verwoben sind. Verlassen wir die Oberfläche und suchen die Hinter-Gründe auf, so machen wir die Erfahrung, dass wir nicht end-gültige Ergebnisse, nicht Antworten, sondern immer neue Fragen finden, die zu erforschen uns aufgegeben ist. Diese Erforschung ist lustvolle Arbeit.<sup>3</sup>

Jeder Versuch, den Text der Welt zu lesen (ob in sprachlicher, bildlicher oder musikalischer Hinsicht) ist ein Vor-Wurf, auf den wir antworten und diesen damit erweitern; der Arbeit am "Text der Welt" kann nur ein "unendlicher Text" entsprechen. *Das vollendete Werk ist eine dogmatische Vorstellung, und wie in jedem Dogmatismus ist auch im Dogmatismus des vollendeten Werkes die Angst am Werk.<sup>4</sup>* Wenn Zafón von einem *geheimen Ort* spricht, an dem diese Bücher zu finden

sind, von einem *Mysterium*, so ist daran zu erinnern, dass in romantischer Sicht die in diesen Büchern gespiegelte Welt selbst ein Geheimnis ist, eine "versteinerte Zauberstadt"<sup>5</sup>, die es durch ein "Zauberwort"<sup>6</sup> zu erlösen gilt. Dies geschieht durch *die Seele derer, die es gelesen und erlebt und von ihm geträumt haben*. Der Verweis auf den "Traum unserer Seele" deutet auf das bekannte Wort des Novalis : "Nach innen geht der geheimnisvolle Weg."<sup>7</sup> Dem Labyrinth der Welt korrespondiert das Labyrinth unserer Seele, und ohne unsere Seele keine "Welt".

Dies in verschiedenen Hin-Sichten zu beleuchten, war Aufgabe der verschiedenen Blicke aus meinem "philosophischen Fenster", die ich hier aufgeschrieben habe. Diesen Blicken versucht, wie mehrfach betont, ein Denken gerecht zu werden, das von mir ein "vagabundierendes" genannt wird. Dessen Zielsetzung ist mit Zafóns Worten gut beschrieben.

Das alles als bekannt vorausgesetzt, wirst du mit Recht fragen, worin denn nun die methodische Quintessenz all dieser Überlegungen bestehe ? Und gerade zur Beantwortung dieser Frage hast du mir mit deiner Arbeit über *Das Problem der Verkündigungsbilder* einen wichtigen Denkanstoß gegeben. Das zeigt schon der Untertitel der Arbeit *Der Versuch, das geschriebene Wort sichtbar zu machen*. Es geht um die Frage, wie das Bibelwort ("Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten") in eine bildliche Darstellung umgesetzt werden kann. Du verweist in diesem Zusammenhang auf einen Aufsatz von Jean-Luc Marion, *Das Überkreuzen des Sichtbaren und des Unsichtbaren* aus dessen Buch *Die Öffnung des Sichtbaren*<sup>8</sup>, dessen impulsgebende Grundgedanken ich hier referieren will.

Das Sichtbare ist das Feld des Empirikers (in seinen verschiedenen Ausprägungen als Naiver Realist, als Sensualist oder als Positivist); er beackert es mit der fraglosen Sicherheit dessen, der sich durch den Widerstand der Materie bestätigt sieht. Da ist etwas, auf das er verweisen, mit dessen Vorhandensein er etwas beweisen kann. Die Art und Weise dieses Vorhandenseins wird nicht weiter befragt, weder auf der Seite des wahrnehmenden Subjekts noch auf der des wahrgenommenen Objekts. Warum also sich um die Fragestellung der *Öffnung des Sichtbaren* bemühen, da es doch offensichtlich schon da ist ?

Marion nimmt die Fragestellung auf und behauptet, dass wir das sog. "Sichtbare" nur mittels des "Unsichtbaren" auf-fassen können. Er verweist als kunsthistorisch interessierter Philosoph auf das Phänomen der Perspektive, die - selbst nicht materiell - das Materielle erst "ins rechte Licht" setzt, wie ich es formulieren würde, und dieses "Licht" wird (wie auch Marion selbst mit Blick auf Nietzsche betont) die Interpretation sein. Doch folgen wir zunächst den Gedanken und dem Wortlaut des Autors. *Die Perspektive*, so heißt es, *erstellt (...) einen Blick, der das Sichtbare durchquert*. Wenn ich etwas "durchquere", lote ich es aus<sup>9</sup>, stelle mich aber auch quer zu ihm, um eine allzu rasche Fest-Stellung zu vermeiden. Erst auf diese Weise kommt es zu der thematisierten *Öffnung des Sichtbaren*. Dieses wird jetzt nicht mehr als das genommen, was es offensichtlich sei, es wird ihm aber auch nichts Reales hinzugefügt, sondern es wird *inszeniert*, also "in Szene gesetzt", wodurch sich allererst eine Wahr-Nehmung ergibt.

Marion verweist auf das Nietzsche-Wort "*Als ob es noch eine Welt geben könnte, wenn man den Perspektivismus auslöschen würde*." Das heißt, dass die Welt erst zur Welt wird durch die Wahr-Nehmung. Nun ist Wahr-Nehmung Interpretation, m e i n e Interpretation, und damit bin ich im Kern des Themas. Ich setze die jemeinige Perspektive gegen die o.a. Angst, die sich aus Furcht vor der Offenheit in den Dogmatismus flüchtet.

Hier gilt es, Missverständnisse zu vermeiden durch eine kurze Auseinandersetzung mit diesem Begriff der "Perspektive". Zwei Fehl-Haltungen sind zu bedenken : zum einen die, die bei der Vielzahl von Perspektiven davon ausgeht, diese seien gleich-gültig (der hier angesprochene Perspektivismus sollte also nicht mit dem, was man landläufig unter 'Relativismus' versteht, verwechselt werden) , zum anderen die, dass es eine 'allerbeste Perspektive' gebe. Eine allerbeste Perspektive wäre gar keine; zugleich bedeutet die Einsicht, dass viele Stand-Punkte möglich sind,

nicht, dass alle gleichermaßen legitim seien und es sich nicht lohne, sich mit ihren jeweiligen Begründungen auseinanderzusetzen. Ich biete also die jeweils jemeinige Perspektive denjenigen an, die gleich mir an der Lesbarkeit des unendlichen Textes der Welt mit-arbeiten wollen. Damit fordere ich sie zugleich auf, sich in kritischer Lesart mit ihr zu beschäftigen. Auf diese Weise erweitern wir wechselseitig unser Bewusstsein und in eins damit die Lesbarkeit der Welt.

Marion geht so weit zu formulieren, dass *der perspektivische Blick (...) das Sichtbare mit Unsichtbarem "veredele" und es so "hervorhebe"* : *Daraus ergibt sich das erste Paradox der Perspektive, wie sie vor jeglichem Gemälde verstanden wird : das Sichtbare wächst in der direkten Proportion an wie das Unsichtbare. Je mehr das Unsichtbare zunimmt, desto mehr vertieft sich das Sichtbare.* Wir werden sogleich auf die Übertragung dieses Phänomens in unseren Themenbereich zu sprechen kommen. Plato wird uns dabei zur Seite stehen.

Ein längeres Zitat Marions, das sei an dieser Stelle erlaubt, formuliert das Fazit : *Der perspektivische Blick spaltet als ein alltäglicher Samson das Sichtbare durch die gleichwertige (!) Kraft des Unsichtbaren, so dass er es uns weiträumig bewohnbar macht, organisiert. Der perspektivische Blick höhlt das Sichtbare aus, um darin die unsichtbare Distanz einzuführen, die es anvisierbar und vor allem einfach sichtbar macht. Der Blick flößt dem Sichtbaren das Unsichtbare ein, sicherlich nicht, um es weniger sichtbar, sondern im Gegenteil, um es sichtbarer zu machen : anstatt chaotisch unförmige Impressionen zu empfinden, sehen wir darin die Sichtbarkeit der Dinge selbst. Das Unsichtbare und nur dieses macht folglich das Sichtbare real.*

Ein Beispiel für die Leistung dieses *alltäglichen Samson* : Ich sitze im Garten in seinem hinteren, etwas weiter unten liegenden Teil an dem dir bekannten Platz am Teich. Mein Blick erfasst nun von hier aus die Hügel-Landschaft unseres Gartens und konstruiert ihn erst als solchen. Die materiellen Bestandteile für sich genommen vermögen das nicht - erst das Unsichtbare der Perspektive macht sichtbar durch die auf diese Weise geschaffene Distanz, die Verbindung herstellt. Mein Begriff für diese Leistung der immateriellen Perspektive (Marion verweist im Anschluss an Kant auf die von ihr verantwortete Idealität des Raumes) ist die **Perspicuitas**, das Durchsichtig-Machen.

Wer sich im Netz über diesen Begriff schlauzumachen versucht, liest Erstaunliches bis Kurioses; Beleg für Letzteres sei die Feststellung "Perspicuitas rangiert auf Platz 927.872 in Deutschland" (zu finden unter Perspicuitas.de) !?!? Schade eigentlich, denn ich halte sie (wie meine Ausführungen gezeigt haben) für wesentlich. Übersetzt wird der Begriff fast durchgehend als "Klarheit"; das verstört den Lateiner in mir. Denn "perspicere", so hat man es mir mit humanistischer Freundlichkeit eingebläut, meint "durch-schauen". So ist "perspicuitas" in meinem Verständnis die Durchsichtigkeit selbst, weitergehend (und damit im Sinne der obigen Ausführungen) die des Sichtbar-Machens und schließlich auch die Fähigkeit des Durchschauen-Könnens. Wie aber kommt man auf "Klarheit" ? Nun, man hat mich belehrt, dass dieses Verständnis aus dem Bereich der Rhetorik stammt und eines der vier Stilideale meint, die der erfolgreiche Redner zu beachten habe, wolle er "die sprachliche Realisierung der zuvor in der 'inventio' gefundenen und in der 'dispositio' geordneten Gedanken" "vollbringen"<sup>10</sup>. Nichts gegen 'inventio' (als das Aufsuchen und Finden der zur Darstellung kommen könnenden Möglichkeiten), auch nichts gegen die 'dispositio' als die der Sache und dem Verständnis des Empfängers dienende Anordnung der Gedanken (solange eine Vielzahl an Dispositionen erlaubt ist) - doch was meint "vollbringen" ? Ich fürchte, damit ist das erfolgreiche An-den-Mann-Bringen einer Botschaft im Sinne des Senders gemeint, also eine sehr ein-seitige, interessen-geleitete Orientierung. Meine Befürchtung wird sogleich bestätigt, wenn ich lese, dass das Gegenteil der geschätzten Perspicuitas die Obscuritas (im Sinne der Dunkelheit) sei, und die, so lese ich, werde sich dann einstellen, wenn der Text nicht nur eine, sondern mehrere Auslegungsmöglichkeiten zulasse .... ! Da liegt der Hase im Pfeffer, eben darum geht es der Rhetorik, und darin liegt meine tiefe Abneigung ihr gegenüber. Wer auf eine *Öffnung des Sichtbaren* aus ist, wird mit dieser Ideal-Vorstellung der Rhetorik nichts anfangen können.

Die Perspicuitas in meinem Verständnis geht nicht auf Ein-Deutigkeit, sondern ganz im Sinne unserer Begrenztheit angesichts des von uns nicht end-gültig auszulotenden Labyrinths potentieller Wahr-Nehmungen auf einen A s p e k t, m e i n e n Aspekt, also meine Hin-Sicht im Rahmen viel-fältiger und damit viel-deutiger Möglichkeiten. Ihre Aufgabe liegt (wie Marion es für die Perspektive erarbeitet hat) gerade in einer *Öffnung* und nicht in einer ein-deutigen Fest-Legung. Auf diese Weise gewinnt das zu Untersuchende eine neue Dimension mit der Zielsetzung, die weiter oben schon als Zitat Marions zu finden ist : *Je mehr das Unsichtbare zunimmt, dest mehr vertieft sich das Sichtbare*. Darin liegt der An-Reiz für diese Vorgehensweise, darin liegt aber auch die Mühe des Studiums, des Sich-Bemühens, die das von der Rhetorik beackerte Feld lustvoll transzendiert; der Verlust an hand-greiflicher Oberfläche wird überreichlich kompensiert durch den Zuwachs an Tiefe.

Ich hatte oben angekündigt, diese Überlegungen in meinen Themenbereich zu übertragen und sie in dieser Hinsicht fruchtbar zu machen. Wer sich mit den bisherigen Kapiteln dieses "philosophischen Fensters" auseinandergesetzt hat, wird schon eine Verbindung zwischen ihnen und dem hier Gesagten erkannt haben. Exemplarisch aufzeigen möchte ich das an einem Rückgriff auf Kapitel 3. Kehren wir also noch einmal zurück zu Plato und Heraklit.

Bevor wir das tun, noch eine in meinen Augen nicht unwesentliche Anmerkung. Du kennst meine Art, mich philosophischen Fragen zu stellen, und du kennst auch meine Zielsetzung. Um Missverständnisse zu vermeiden, will ich sie noch einmal in Erinnerung rufen. Als Vertreter der Theorie des "unendlichen Textes" kann es mir nicht (jedenfalls nicht in erster Linie) darum gehen, Texte mit philologischer Akribie zu untersuchen und auf eine Be-Deutung hin festzunageln. Und das nicht etwa nur aus dem Grund, weil das einer Quadratur des Kreises gleichkäme - nein, mein Text-Verständnis ist einfach ein anderes. Ich als Leser schreibe (s.o.) den Text fort, erst durch mich als Leser wird er lebendig, und wenn ich nun meinerseits einen Text schreibe, erwarte ich, dass andere ihn ver-lebendigen dadurch, dass sie sich mit ihm auseinandersetzen (ihn also "weiter-schreiben"). "Buchstaben-Treue" bedeutet für mich, den Text versuchsweise auszulegen (und das nicht eindimensional, sondern in der Vielfalt seiner Möglichkeiten), ihn ebenso versuchsweise in seinem Kontext zu "verstehen" und ihn anschließend (und das ist in meinen Augen der wichtigste Schritt) über die historische Distanz mit mir und dem gesellschaftlichen Kontext, in dem ich lebe, in eine Verbindung zu bringen, so dass sich ein interpretatorisches Bild ergibt, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander vermittelt. Dem liegt die Einsicht zu Grunde, dass der dialektischen Denkmethode bei all ihrer vorwärts weisenden Beweglichkeit als *conditio sine qua non* das bewahrende, konservative Moment innewohnt. Gegenwart und Zukunft bauen auf einer Interpretation der Vergangenheit auf, indem sie sie er-innern.

In diesem Sinne sind all die in diesen Kapiteln versammelten Denker meine Gesprächs-Partner, nicht die Gegen-Stände meiner philologisch verbrämten Rechthaberei. Das trifft auch auf Plato und Heraklit zu, die von der Forschung mit großem Ernst mal in diese, mal in jene Ecke gesteckt werden. Ich nehme zur Kenntnis, dass einige in Plato einen "Feind der offenen Gesellschaft" sehen (so der Titel eines Buches von Karl Popper); das sind Setzungen einiger seiner Leser, die auf Grund eben dieser Setzungen meinen, als seine Kritiker auftreten zu können. Unter uns : Diese "Kritiker" sind ihrerseits leicht kritisch zu entlarven - sie arbeiten (wie das bei Setzungen der Fall ist, die oft interesse-geleitet sind) vorschnell mit unbeweglichen Begriffen. Gewiss, für jedes Gespräch, das nicht bloßes Gerede sein will, gilt, dass man, um nicht aneinander vorbeizureden, sich wechselseitig (um sich 'verstehen' zu können) der Reichweite der Begriffe, die eine wesentliche Rolle spielen, versichert hat. Bloße Definitionen reichen da aber nicht hin; mit ihnen setzen wir nur eine Fassade. Um hinter diese zu schauen, sollten wir uns über die vielfältigen Implikationen der angewandten Begriffe austauschen. Ich will das in einem Exkurs für den Begriff "offen" aufzeigen und will dabei auch die bisherigen Erfahrungen dieses Textes mit einbringen.

Beispielhaft für einen (in meinen Augen) falschen Umgang mit Begriffen versuche ich also, den Terminus "offen" zu setzen, in seiner Bedeutung fest-zu-setzen.. Da brauche ich nur zum Duden zu greifen (das Internet macht einen schnellen Zugriff möglich) und finde einige " Fassaden" : negativ formuliert *nicht verschlossen, nicht versperrt, nicht entschieden* (um nur einige zu nennen); positiv formuliert *frei, zugänglich*. Auch das Feld der Synonyme wird gesetzt : *aufgeschlossen, flexibel, tolerant*. Damit werden, das wird schnell deutlich, Bedeutungen und Bedingungen genannt, die den Begriff "offen" alleinig in seiner nach vorne, in den Bereich der Möglichkeiten gerichteten Bewegung beschreiben. Das ist als Einstieg ja gar nicht falsch, reicht aber nicht hin, wie ein Blick hinter die Fassade der Festsetzungen zeigt; durch einen solchen Blick erst kommt Bewegung ins Spiel.

Nehme ich ein Wort wie *tolerant* (in unserer Gesellschaft gerne missbraucht), so wird das Spiel bedeutsam. Der Duden hilft mir auch hier weiter und übersetzt : *bereit, eine andere Anschauung gelten zu lassen*. An dieser Stelle taucht die nächste Frage auf : Was heißt *gelten zu lassen* ? Bevor ich darüber nach-denken kann, drängt sich mir Wikipedias Wort-Erläuterung auf : *duldsam, nachsichtig, weitherzig*. Aha, ich habe also die Meinung anderer *gelten zu lassen*, indem ich *dulde*, vielleicht auch *erdulde* ? Muss ich, weil ich ein "weites Herz" habe, alles, was ein anderer tut oder denkt, "nachsichtig" "gelten lassen"? Wer so argumentiert, hat, so scheint es, noch nie etwas von Herbert Marcuse und seinen Gedanken über die Gefahren *repressiver Toleranz* gehört, hat den Begriff der "Toleranz" und in eins damit auch den der "Offenheit" nicht durch-dacht.

Zeit, diesen gedanklichen Exkurs mit unseren bisherigen Überlegungen zu verbinden : Sagbares, so ist weiter oben angedacht worden, öffnet sich erst im Licht des Unsagbaren, Materielles im Licht des Immateriellen (und umgekehrt) - dies auf eine erkenntnistheoretische Einsicht gebracht, bedingen, fordern und fördern beide also einander. In einem solchen Fall spricht man von einem Verhältnis der **Polarität** (das in Kapitel 3 im Bezug auf Gedanken Heraklits schon als "polar gedachtes Einander-Zudrehen" ausführlich erläutert worden ist). So wie Pole sich wechselseitig abstoßen und anziehen im Spiel zentrifugaler und zentripetaler Kräfte, so tun das auch unsere Vorstellungen und Begriffe.

Übertragen wir das auf den soeben untersuchten Begriff der "Offenheit", so wird sehr schnell erkennbar, dass auch dieser Begriff der "Offenheit" erst in seiner ganzen Dimension erfassbar wird, indem ich ihn in ein Wechselverhältnis zu seinem Gegenpol, zur "Geschlossenheit", setze. Dieser Gegenpol erfüllt sein Potential nun seinerseits nicht darin, einfach nur die Negation des Begriffes "Offenheit" zu sein, sondern er bringt Eigenes mit. In dieser Hinsicht eingebracht, verhilft er mir zu Ein-Sichten : Wenn ich mich "offen" einer Entscheidung stellen will, bin ich gar nicht nur (wie oben auf Grund der Einträge in den Wörterbüchern vermutet) eindimensional nach vorne auf das Feld der Möglichkeiten gerichtet; ich bin mehrdimensional verwiesen zum einen auf die Vergangenheit, deren Erbe ich antrete, und ich bin verwiesen auf eine Zukunft, die mich nicht solipsistisch, allein auf mich bezogen in der Welt lässt, sondern die mir Grenzen setzt, indem sie mich in Kon-Texte setzt, in denen andere Menschen, die ebenso Autoren des "Textes der Welt" sind wie ich, an der "Arbeit" sind (diesen Begriff im hegelschen resp. marxschen Sinne verstanden) und die ich ver-antwort-lich mit zu berücksichtigen habe. Die Gegenwart ist der Ort, an dem ich all dies reflektiere.

Gehen wir jetzt also wie angekündigt zu Plato und Heraklit und lassen uns nicht beirren von Festlegungen anderer Interpreten, die Plato die Fähigkeit zur Offenheit absprechen. Ich hoffe, zeigen zu können, dass Gedanken seines Werkes dem von mir soeben beleuchteten Begriff der "Offenheit" entsprechen, ja, dass man Plato sogar in einer bestimmten Hinsicht als Kronzeugen heranziehen kann.

Kernstücke der *Politeia* Platos sind drei Gleichnisse, die auf ihre eigene Weise etwas verständlich machen wollen, was nicht selbst-verständlich ist. Das Höhlengleichnis bemüht sich in einem Bild um die Reichweite unserer Erkenntnis, das Liniengleichnis (oben in Kapitel 3 schon erwähnt) in abstrakterer Form um die Leistung unserer einzelnen Erkenntnis-Vermögen und das Sonnen-

gleichnis um die licht-gebende Quelle für unsere Erkenntnis überhaupt. Ich empfehle zur Lektüre das Höhlengleichnis wegen seiner Anschaulichkeit, stütze mich hier aber auf das uns im Hinblick auf unser Thema weiter führende Liniengleichnis. Plato spricht von einer Linie, die zweigeteilt ist, deren einer Teil für den Bereich der Sinneswahrnehmung steht, deren anderer unser Denken betrifft. Hier regt sich erste Kritik in mir. Du weißt, ich bin kein Freund solcher Ein-Teilungen, und ich reagiere, sobald ich mit ihnen konfrontiert werde, recht allergisch. Das steigert sich mit jedem Versuch der Präzisierung solcher Ein-Teilungen, und auch Plato unternimmt diesen Versuch. Er unterteilt die Linie, die den Bereich des Denkens repräsentiert, noch einmal mit Hilfe von Benennungen : dem einen, rangmäßig offensichtlich untergeordneten Teil (Stufe 3), der noch mit Fehlern behaftet ist, spricht er die Leistung des Verstandes zu, dem anderen, offensichtlich übergeordneten (Stufe 4) die Leistung der Vernunft. Das kann man 'beim Wort' nehmen, und weite Teile der philosophischen Tradition haben das getan (wie das Whitehead-Zitat im Kapitel 3 zeigt). Damit wird die Dominanz "der" Vernunft behauptet, was immer man unter diesem Begriff verstehen möchte. Mich dagegen interessiert das polare Wechselverhältnis der Stufen 3 und 4, die einander ergänzende und einander herausfordernde Leistungen erbringen.

Stufe 3 arbeitet in Platons An-Deutung im Dienste der Wissenschaften, die 'brauchbare' Ergebnisse anstreben, weshalb diese, um dazu überhaupt eine Chance zu haben, zu Voraus-Setzungen greifen müssen, die die Basis-Bausteine einer jeden Wissenschaft bilden und die sie nicht weiter hinterfragen. Stufe 4 hingegen ist die Stufe, auf der hinterfragt wird und auf der das eigentliche, weil offene (philosophische = dialektische) Gespräch beginnt.

So geschehen beispielhaft am 20. Juli 1794 : Zwei Männer - beide erfolgreich auf ihrem Feld - stoßen im wahrsten Sinne des Wortes beim Verlassen eines Raumes aufeinander und sehen sich nunmehr veranlasst, ein Gespräch zu beginnen. Sie haben einen naturwissenschaftlichen Vortrag gehört und sind sich einig in ihrer Ablehnung *der so zerstückelte(n) Art die Natur zu behandeln*. Daraufhin entwickelt der eine seine ganzheitliche Theorie, nach der alle einzelnen Pflanzen auf ein Ur-Bild, auf eine Ur-Pflanze zurückverweisen, die zu suchen er sich zur Aufgabe gemacht habe. Der andere *vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft*, verweist aber darauf, dass eine solche Ur-Pflanze keine *Erfahrung* sei, sondern eine *Idee*. Dieser Hinweis macht ersteren *verdrießlich* und veranlasst ihn zu der trotzigen Bemerkung : *Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. (...) Der erste Schritt war jedoch getan*, und der Diskurs der Klassik hatte begonnen<sup>11</sup>.

Das Ziel der Arbeit der Stufe 4 liegt also nicht in einem fertigen Produkt unseres Denkens, sondern es ist dem nicht enden könnenden (wollenden) Gespräch sozusagen immanent; das bedeutet nun aber keineswegs, dass, wie oft dahergesagt wird, der Weg das Ziel sei - es geht schon um das Ziel selbst, allerdings mit der aus jedem echten Gespräch bekannten Erfahrung, dass der Wert der Gedanken nicht in einer Schließung der Fragestellung besteht, sondern in deren *Öffnung*, in deren *Ver-Tiefung*. Dem Weg bleibt die Aufgabe, Weg zum Ziel zu sein. Der Vagabund will nicht planlos umherirren, er will durch diese Ver-Tiefung der ihm immanenten Potentialität gerecht werden, er will dem Ziel ein gutes Stück entgegen-kommen.

Dieses "entgegen" kennt ein Woher; dieses ist in einer labyrinthisch vermuteten Welt nicht greifbar, es ist un-sichtbar. Damit ist es aber keineswegs unwirksam. Es wirkt auf unsere Sicht des Sichtbaren ein, obwohl es selbst unsichtbar ist, und es bedient sich einer entsprechenden, ihm gerecht werdenden Methode. Wir haben diese oben beispielhaft kennengelernt (dank der Überlegungen zur Perspektive und zur Perspicuitas) : Es geht hier wie dort darum, das Sichtbare sichtbar zu machen, und das Paradoxe daran ist die Einsicht, dass es gerade das Unsichtbare ist, das dem Sichtbaren diesen Dienst erweist, dass es das Immaterielle ist, das das Materielle "im rechten Licht" erscheinen lässt. Und damit sind wir wieder bei Plato und seinen Gleichnissen.

Im Höhlengleichnis gibt es einen dunklen Bereich innerhalb der Höhle (die im Bild die Sinneswahrnehmung unserer physischen Existenz vertritt) und einen hellen (der den Bereich des Erkenntnis)

nens durch das Denken vertritt) außerhalb. Wer aus der Höhle kommt (wo er an die Wahr-Nehmung von Schatten gebunden war), wird Schwierigkeiten haben, in der Helle des Lichts außerhalb etwas zu erkennen, aber diese Gewöhnung kann man sich erarbeiten. Letztlich unmöglich aber ist es, den Licht-Geber selbst, die Sonne, zu erkennen; in diesem Sinne ist er un-sichtbar. Nach ihm gefragt, verweist Plato (der in seinen Dialogen durch Sokrates verkörpert wird) darauf, dass wir auf diese konkrete Frage, die eine ebenso konkrete Antwort fordert, keine Antwort geben können. Wir können nur mit Analogien arbeiten und das tut Plato / Sokrates auch : So wie wir die Funktion des Sonnenlichts für unsere physische Existenz beschreiben können (je mehr Licht, desto besseres Sehen), so können wir auch versuchen, den Licht-Geber unserer geistigen Existenz dank seiner Funktion zu verstehen. Wir werden ihn nicht erfassen können, weil er unseren Erkenntnis-Horizont übersteigt, aber wir können vermuten, was er zu leisten hat : Er hat unsere Einzelerkenntnisse "ins rechte Licht zu setzen", er hat sie in dem, was sie sind, eigentlich erst sichtbar zu machen, indem er sie sinn-voll macht.

Dieser Sinn aber, weil nicht begreifbar, ist Interpretation, und hierin zeigt sich (meiner Auffassung nach) Platos Offenheit. Was uns in dieser Öffnung anspricht, sind Fort-Schritte im für uns letztlich nicht auslotbaren Raum des Labyrinths. Da, wie gesehen, zu dialogischem, dialektischem Denken als wesentliches Moment auch das bewahrende "conservare" gehört, tun wir gut daran, den Ariadne-Faden nicht aus den Augen zu verlieren, der uns begleitet hat und dessen Geheimnis eben darin besteht, 'den Faden nicht zu verlieren'. Das heißt im Klartext : Wir haben ihn weiter zu spinnen unter der Vorgabe der Er-Innerung daran, welche Strukturen und Kombinationen uns bis zu dem Ort, an dem wir gerade stehen (und an dem wir nicht stehenbleiben sollen) gebracht haben. Damit wir nicht allein sind, gibt es eine ganze Reihe anderer Spinner um uns her.

Das Woher ist uns in seiner Unsichtbarkeit also verborgen. Als Schüler Heraklits und seiner polaren Denkmethode vermute ich, dass, wenn wir es wider unser Nicht-Vermögen doch erfassen könnten, eine sinnstiftende Ganzheit erkennen würden, die dem Einzelnen seinen ebenfalls sinnvollen Platz zuweist. Diese Vorstellung ist keineswegs zwingend und entspringt (nicht nur) meiner Phantasie. Jedenfalls wird mit dieser Basis verständlich, wie Unsichtbares das Sichtbare aus dem Modus einer falschen Erfassung befreien und ins Licht der unsichtbaren Ganzheit bringen kann. Hier treffen wir Hölderlins Bild von der 'Schönheit' wieder, hier haben wir den Garten erneut betreten. Kleist und Edgar Wind lassen grüßen.

Ich hoffe, meinen gedanklichen Faden bis hierher nachvollziehbar gesponnen zu haben. Wenn ich das Licht als Medium mit dem Unsichtbaren, wie es eingangs dieses Kapitels dargestellt wurde, und mit dem Immateriellen in Verbindung bringe, so sollte klar sein, dass ich das Licht hier nicht in seinen physikalischen Eigenschaften anführe (die als messbare materialisierbar sind), sondern als ein die Erkenntnis bereicherndes, ja im eigentlichen Sinne erst er-möglich-endes Prinzip, wie es (bei Marion) die Perspektive beispielhaft für die Darstellung eines Gemäldes geleistet hat. Und noch etwas möchte ich betonen : Die Beispiele der Stufen 3 und 4 bei Plato haben in meiner Betrachtung nichts mit Über- oder Unterordnung zu tun, sondern mit einem Verhältnis, in dem beide gleich bedeutend einander fordern und fördern (wie es oben am wechselseitigen Wachsen des Sichtbaren und des Unsichtbaren aufgezeigt wurde). Zwei Fehlhaltungen sind also zu vermeiden : Wer nur am Sichtbaren klebt, wird den sinnstiftenden Grund nicht einmal erahnen; wer über den sinnstiftenden Grund fabuliert, als kenne er ihn, faselt trunken vor Einbildung.

Bleibt Heraklit. Ich greife zu dem Gedanken, der von den Herausgebern willkürlich als "Fragment 60" bezeichnet worden ist. Fragmente nummeriert man in der Hoffnung, eines Tages ein Puzzle daraus erstellen zu können. Die Puzzle-Arbeit der Heraklit-Interpreten ist inhaltlich wie methodisch abenteuerlich. Im streng wissenschaftlichen Verständnis (um das die Interpreten allesamt bemüht sind) ist das abqualifizierend, ja, ein Todesurteil. Ich aber nehme sie alle gern zur Kenntnis und gehe mit ihnen auf äventure.

Das Fragment kennt viele Übersetzungen (die schon interpretatorischen Charakter haben); es lautet : *Der Weg hinauf und hinab* (in anderen Übersetzungen *hin und zurück*) *ist derselbe*. Das klingt zunächst banal. Worauf will Heraklit hinaus, wenn er uns diese scheinbare Banalität mitteilt ? Erinnern wir uns an Kapitel 3 : Die Welt ist wie unser Denken durchwaltet vom Logos, auf den zu hören sehr schwer ist, da er sich zu verbergen sucht. Heraklit will mit diesem Satz also etwas entbergen, Denken und Sache dem Logos gemäß in Übereinstimmung bringen.

Ob ich den Weg als "Weg hinauf/hinab" oder als "Weg hin /zurück" erfasse, hängt von mir und meiner An-Sicht ab. Held verweist in seiner Interpretation<sup>12</sup> darauf, dass es kontradiktorische, einander ausschließende Ansichten sind, die hier zu Wort kommen (anders wäre das bei Einschätzungen wie "steil" oder "beschwerlich"). Was sich einander in dieser Weise ausschließt, scheint keine Vermittlung zu kennen. Und so stellen wir uns zwei Menschen vor, die, jeder auf seiner An-Sicht beharrend, in Streit darüber geraten, womöglich mit gravierenden Folgen.

Heraklit wird in seiner Arbeit nicht müde, uns das Desiderat einer Ein-Sicht vor Augen zu führen : Der *Vater aller Dinge* ist zunächst der Kampf (wenn jeder auf seiner Ansicht beharrt); veredele ich den Kampf zur Eris, zum offenen Wettstreit der Meinungen, dann habe ich den ersten Schritt getan zur Ver-Mittlung, zur (in Kapitel 3 erläuterten) Einsicht, dass das *All-Eine, auseinanderstrebend, zusammengeht wie der Bogen und die Leier*. Damit soll nicht einer mystischen Einheit das Wort geredet werden, sondern einem anderen An-Blick, einer anderen Hin-Sicht, in der Einzelnes "verstanden" wird. Die einzelnen Ansichten als Ansichten bleiben bestehen und haben ihre Bedeutung darin, als Ansichten über sich selbst hinaus auf diesen anderen Hin-Blick hinzuweisen. Sichtbares (die Situationsgebundenheit des Weges) und Unsichtbares (die Einsicht in die Beschränktheit des aus dieser Situationsgebundenheit resultierenden Anblicks) sind beide für sich genommen, ohne einander, ohne Wechselwirkung, gleich unzureichend; im polaren Zusammenspiel aber werden beide gleich notwendig, um Einseitigkeiten und Beschränkungen unserer Wahr-Nehmung zu "durchschauen". Das Bemühen um dieses Durchschauen, das Bemühen um die Perspicuitas, ermöglicht und trägt vagabundierendes Denken.

- 1) Carlos Ruiz Zafón, *Der Schatten des Windes*
- 2) Martin Walser, "Über den Leser - soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll"; in : Walser, "Wer ist ein Schriftsteller ?", Frankfurt am Main 1979, 95
- 3) vgl. meine Arbeit über den "Eigen-Sinn"
- 4) Hans-Jost Frey, "Der unendliche Text", Frankfurt am Main 1990, 11
- 5) vgl. den sehr informativen Aufsatz von Karl Heinz Volkmann-Schluck, *Novalis' magischer Idealismus*, in : Hans Steffen (Hrg), *Die deutsche Romantik*, Göttingen 1967
- 6) Eichendorff, *Wünschelrute*
- 7) Novalis, *Blüthenstaub* § 16
- 8) 1996 in der französischen Originalausgabe, hier zitiert nach der deutschen Ausgabe 2005; alle Zitate finden sich in den Eingangsüberlegungen der Seiten 25 - 29.
- 9) zum Begriff des Auslotens in der schraubenförmigen Welt vgl. meine Arbeit über das "Vagabundierende Denken" S. 21
- 10) zu finden unter [home.arcor.de/yerrick](http://home.arcor.de/yerrick)
- 11) alle Zitate aus Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, Kapitel *Glückliches Ereignis*
- 12) Klaus Held, *Heraklit, Parmenides und der Anfang von Philosophie und Wissenschaft. Eine phänomenologische Besinnung*, Berlin New York 1980, hier 151 - 161